

tethys: Literatur

**Ismail Gasprinskij: Im Land der Frauen.
Terğiman, 1890/91**

Übersetzung: Ingeborg Baldauf

17.10.07

[... Am anderen Morgen] beruhigte sich der Sturm, der Sand legte sich, und wir sahen allmählich unsere Umgebung. In einer Entfernung von etwa einer halben Wegstunde vor uns konnte man Dattelpalmen ausnehmen. „Wo Blume sind, ist auch Wasser“, dachten wir voller Dankbarkeit. Auch unsere Reittiere griffen freudig aus, als hätten sie sich erfrischt. Abdullah wurde zwar gefragt, was das für ein Ort sei, den man da sah, aber er wusste es nicht. „So wie es im Meer Inseln gibt, gibt es auch im Sandozean so manche winzige Stellen mit Wasser, Blumen und Vegetation, an denen sich die Beduinen aufhalten, die die Wüste durchwandern - es muss solch in Beduinenlagerplatz sein“, sagten wir uns, aber den Arzt Jean beunruhigte ein anderer Gedanke, und er wandte sich auf Französisch an mich:

„Abbas Efendi, fragt doch den Karawanenführer, ob wir schon am 'Land der Frauen' vorüber sind! Wir wollen nicht überraschend in dieses seltsame Land geraten ...“

„Was könnte es schon schaden, wenn wir hineingerieten? Was haben Euch die Frauen getan?“ gab ich scherzhaft auf Französisch zurück und wandte mich dann mit der Frage auf Arabisch an den Karawanenführer Abdullah.

„Sehr recht, Efendi, ich denke auch schon über diese Frage nach,“ sagte er, „Ich habe in den vier Tagen Sandsturm völlig den Weg und den Überblick verloren.“

Diese Antwort versetzte uns alle in Angst und Sorge. Wir ließen die Karawane halten und berieten uns. Dabei kamen wir darauf, einen Diener vorzuschicken, damit er den Wald auskundschaftete, den wir vor uns sahen. Abdullah jedoch hatte seinen Mut wiedergefunden und wollte selbst gehen. Nachdem der Karawanenführer gegangen war, ließen wir die Kamele niederlegen, nahmen die Flinten zur Hand und trafen die nötigen Vorbereitungen zur Verteidigung. Der Kanonier Martin mit seinem französischen Temperament konnte das Scherzen nicht lassen, so sehr er auch beunruhigt sein mochte: „Wenn

wir wirklich ins Land der Frauen kommen, nehme ich mir siebenundsiebzig Gattinnen, basta!“

Dem Arzt war nicht nach Spaß zumute: „Lass gut sein, Kamerad, so ist das nicht. Die Frauen dieses Landes sind nicht solche Frauen, wie du sie kennst! Sie lassen sich nicht heiraten, sondern sie nehmen sich ihre Männer selber und streiten ihrer vierzig, fünfzig um einen Kerl! Sie verbringen ihre Zeit mit Feldzügen und Kampf, und ihre Männer sind im Haus, nähen die Kleider und kochen das Essen. Die hatten sind das, was bei uns die Frauen sind . . . - möge Gott uns davor verschonen!“

Als wir so diskutierten, hörte man von weiter vorne Geräusche; mit einemmal sahen wir an die hundert Berittene mit Speeren in den Händen auf uns zukommen. Mit ihnen kam auch der Karawanenführer Abdullah, zu Pferde, brüllend und schreiend daher: „Wehrt euch nicht, unsere einzige Rettung ist, uns zu ergeben!“ Sowie uns der Führer erreichte, umzingelten uns die hundert Soldaten und richteten ihre Speere auf uns. Tatsächlich schien jeder Widerstand zwecklos. Was sollten sieben Mann gegen hundert Berittene ausrichten! Als wir die Feinde aufmerksamer musterten, sahen wir, dass sie allesamt lange Haare und Frauenbrüste hatten . . . und wir begriffen: es war das Heer des Landes der Frauen. Sie nahmen uns sofort gefangen und schafften uns dorthin, wo man die Dattelpalmen sah. Ihrer Komplexion nach mussten sie eine Kreuzung aus Mohren und Beduinen sein: einerseits waren sie schwarz, andererseits sahen sie aus wie Araber . . .

Eine halbe Stunde später erreichten wir den Dattelhain. Sie versammelten uns und unsere Siebensachen unter den Bäumen, umstellten uns mit Wachen und sandten Kunde zur Königin des Landes. In der Tat, die Gouverneure, Soldaten, Richter und Beamten dieses Landes waren allesamt Frauen und Mädchen! Eine alte Soldatin mit runzeligem Gesicht kam zu uns her, schaute uns an und befahl dann, dass uns die anderen Solda-

tinnen nicht weiter anstarren sollten.

War diese Alte doch tatsächlich Oberst! Dann sprach sie uns an: „Ihr Hübschen, schaut den Soldatinnen nicht so ins Gesicht, das gehört sich nicht. Und der Böse Blick könnte euch treffen ... Ihr seid junge Männer, wie sie einer Königin würdig sind - lasst euch nicht von jederfrau anschauen. Am besten verhüllt ihr euch das Gesicht!“

Abgesehen davon, dass wir nicht auf das hörten, was die Obristin befahl, schauten uns auch die Soldatenmädchen weiterhin an, machten Zeichen mit Augen und Brauen und unterhielten sich gut. Unser Gefährte, der Kanonier Martin, musterte die Soldatinnen eine nach der anderen und sagte dann: „Pfui, soll sie alle der Teufel holen! Nicht eine einzige Schöne ist unter ihnen!“

Nach einer langen Weile gaben sie uns Datteln, Milch, Brot und Wasser zu essen. Wir waren müde und unruhig und verlangten nicht nach Essen, aber unsere Kamele waren es zufrieden, denn sie lagen da und kauten unausgesetzt. Gegen Abend kamen Nachrichten von der Königin. Eine Soldatin sprengte daher und überbrachte der Obristin den Befehl ihrer Königin in allen Einzelheiten. Da es in der Sprache dieses Landes recht viele arabische Wörter gab, konnte man einigermaßen verstehen, was sie sagte. Der Befehl lautete, uns ruhen zu lassen, uns bis zum Morgen sorgfältig zu bewachen und uns zeitig in der Früh hinzubringen. Als ich meinen französischen Gefährten die Neuigkeiten erklärte, blickten sie einander an. Der Kanonier Martin aber verfiel ins Spaßeln, da er sich nun mal nicht lange Sorgen machen mochte: „Ich meine, meine Herren, unsere Lage ist nicht allzu übel. Die Königin wird uns alle Ehre erweisen. Wenn wir uns morgen treffen, werden wir der schwarzgesichtigen Königin schon gefallen ... schadet ja nichts, wenn wir ihr gefallen!“

„Wie hätte sie uns auch schaden sollen“, entgegnete Jean, „das hier sind ja keine

wilden Menschenfresser, aber das schwarze Biest, das ihr Königin nennt, ist nicht eine, die dir die Ehre antun wird, dich als Kanonier oder für ihr Gefolge aufzunehmen - sie wird uns gerade soviel Ehre erweisen, wie wir einer schönen Frau erweisen. So wie wir an einer Frau eher ihre Schönheit schätzen als ihren Verstand und ihre Bildung, so wird man nun uns unserer 'Schönheit' entsprechend Ehre erweisen! Eine große, eine rühmliche Ehre . . . Hier ist nicht der Ort zu Spaß, Freunde. Beraten wir lieber über unsere Lage, sinnen wir auf Abhilfe, suchen wir einen Weg, wie wir unseren Hals retten können!“

„Jean hat recht, es wäre besser, wir würden besprechen, wie es um uns steht“, sagte der Ingenieur Marc. Da dieser Gefährte sonst ein wackerer Mann war, der Angst und Furcht nicht kannte, vergaßen wir das Schwätzen und machten uns an ernsthaftes Beraten.

Wir riefen Abdullah, den Karawanenführer, herbei, und ich begehrte allerlei über dieses seltsame Land von ihm zu erfahren. Seinen Worten zufolge pflegten diese Frauen Männer, die ihnen als Gefangene in die Hände fielen, niemals freizulassen. Sie nahmen sie in ihren Harem und hielten sie sich als Gespielen. Die dazu nicht taugten, machten sie zu Arbeitern, Köchen und Musikanten. Sie hielten die abscheuliche Sitte ein, diejenigen Männer, die sie in ihre Harems aufnahmen, besonders zu ernähren und sie wie Rennpferde abzurichten und einzusetzen!

Diese Form der Behandlung konnten die Männer nicht lang ertragen und pflegten bald zugrunde zu gehen. Reiche Viehzüchterinnen und Beamtinnen rückten Männer, die ihnen in die Hände fielen, gewiss nie wieder heraus: Sie hielten sich nämlich drei bis fünf Gespielen in ihren Harems und brauchten sie einfach. Abdullah vermutete, dass beschlossen war, dass uns die schwarze Königin höchstpersönlich in ihren Harem aufnehmen würde; möge es ihr nie gelingen, unser habhaft zu werden! Sie hatte keine so weissen und hübschen Gespielen wie uns!

„Habt keine Angst, sie wird euch halten wie Vögelein im Käfig, und vielleicht verhilft Gott euch dereinst zur Rettung!“ „Wenn es um uns so bestellt ist, was wird dann aus dir werden?“ fragte ich ihn. „Ich bin ein alter Mann, und hier gibt es nicht wenige Mohren wie mich. Zweifelsohne wird mir das Los eines Dieners zufallen, und ich meine, ich werde wohl als Diener und Übersetzer für euch arbeiten, denn ihre Majestät die Königin wird mit jedem von euch reden und schäkern wollen . . . ihr kennt ja die Sprache nicht.“

Als ich den Franzosen diese Worte übersetzte, sahen sie ein, dass wir in einer schwierigen Lage waren; sie waren geknickt und betrübt. „Ich schwöre auf Paris und Dagestan, dass uns dieser Kameltreiber Abdullah verkauft hat! Er hat den Sandsturm benutzt, um uns in dieses Land geraten zu lassen, aber sei geduldig. Hundesohn, eines Tages wirst du zur Rechenschaft gezogen!“ schimpfte Martin in sich hinein, aber der Arzt sagte: „Halt ein, Bruder, es sieht aus, als hätte es noch lange Zeit bis zur Abrechnung. Lasst uns beraten, was wir tun können, um unseren Kragen zu retten.“

Nach langer Beratung stand unser Beschluss fest, gelegentlich und ohne es merken zu lassen von Abdullah und anderen die Wege in dieser Gegend zu erkunden. Wir wollten an List und Mitteln nicht sparen, uns nicht voneinander trennen zu lassen und unsere Sachen nicht herzugeben, denn die Waffen, die Martin bereit hatte, die Drogen und Medikamente des Arztes und Marcs astronomische Geräte waren es, die uns allein retten konnten. Wenn uns diese Dinge nicht erhalten blieben, war es um uns geschehen. Da wir nicht wussten, wie es mit uns weitergehen würde und wie wir uns des weiteren würden beraten können, mussten wir alles jetzt beraten und entscheiden.

Vor Tagesanbruch setzten wir uns mit unserer ganzen Karawane mitsamt den Wächterinnen in Bewegung und machten uns auf den Weg zur Königin. Unser Pfad führte bald durch Dattelhaine, bald über offenes Grasland. Die Arbeiter und Hirten, die

uns begegneten, waren alles Frauen und Mädchen. Männer sah man nicht. Es war klar, dass die Männer dieses Landes, wie unsere Frauen, nicht aus dem Haus gingen. Und wenn einmal ein, zwei Männer entgegenkamen, dann waren ihre Gesichter verhüllt, das heißt verschleiert, und sie blickten scheu um sich. So wie unsere Frauen sich nicht zeigen und heimlich gucken, so zeigten auch die Männer dieses seltsamen Landes ihre Gesichter nicht, sondern betrachteten die Welt von jenseits ihres Schleiers ... Würde man wohl auch uns die Wohltat von Schleier und Vorhang erweisen?

Die kohlschwarzen Frauen und Mädchen, die uns entgegenkamen, warfen uns ungezogene Blicke zu, sodass die Wachen sie mit Speerstangen und Peitschen zur Ordnung rufen mussten. So wie bei uns ein ungezogener Mann gafft, wenn er ein weibliches Wesen sieht, gerade so gafften diese schwarzen Teufel auch nach uns.

„Was ist das für ein Land, was sind das für Sitten, Abdullah“, sagte ich. „Nicht nur nach den vier Heiligen Schriften, sondern auch nach den Lehren von Buddha und Konfuzius gibt es solche neuartigen Sitten nicht! Wie kommt es, dass man diese Weiber nicht gebrochen und fertiggemacht hat, dass man sie nicht Mores gelehrt hat?!“

„Ach Herr, dieses Land liegt am äußersten Rand des Sandozeans, wo er am gnadenlosesten ist, am fernsten von der Menschenwelt. Viele Leute wissen nicht einmal, dass es es gibt. Außerdem erzählt man sich, dass die grössten Geister und Dämonen diese Frauen beschützen. Darum kommen die Beduinen, die hier in der Gegend leben, dem Land erst gar nicht nahe. Die Frauen wieder verlassen ihr Land nicht, um weit wegzuziehen; ihre grössten Unternehmungen sind, sich auf die Lauer zu legen, verirrte Karawanen zu fassen und gefangenzunehmen. Niemand erfährt etwas davon. Man glaubt, sie wären im Sand umgekommen ...“, erfuhr ich von Abdullah.

Nach eineinhalb Stunden Marsches kamen wir auf eine weite Wiesenfläche hinaus.

Wir überquerten ein Flüsschen, klein und in der Sonne glänzend wie Silber. Weiter vorn eine Stadt, in Marktdorf - wie auch immer, man sah jedenfalls Häuser. Als wir näher kamen, sahen wir, dass es ein- und zweistöckige Gebäude und Häuser aus Holz und Zweiggeflecht waren, mit Lehm verschmiert und geweißt und mit Schilf oder Palmwedeln gedeckt. Da man des weiteren keine Gebäude von mehr Anmut und Solidität sah außer diesen Häusern und Wohnstätten, schlossen wir, dass das Land bar jeder Handwerkskunst sein musste. Wie dem auch sei, es war die Stätte, wo die Königin des Landes der Frauen residierte und wurde „Badbur“ genannt, was in ihrer Sprache „Haus der Königin“ bedeutet.

Als wir in den Badbur einzogen, bestaunten uns seine teuflergleich kohlschwarzen und fast ganz nackten Bewohner und starrten uns aus den Löchern an, die in ihren Häusern Fenster und Türen ersetzen. Von irgendwo weiter vorn kamen jetzt Töne wie von Trommeln und Kupfertschellen. Man mochte schließen, es sei die Musik und das Spiel der königlichen Militärkapelle oder zu unserer Begrüßung, oder aber es würden Trommeln und Tschellen geschlagen zur Unterhaltung der Königin. Gewiss hatten auch diese Unseligen ihr höfisches Zeremoniell - mochten sie es bloß nicht anwenden!

Man führte unsere Karawane in eine abseits gelegene hölzerne Umfriedung. Innerhalb dieser Palisaden waren ein, zwei zweigeschossige Häuser und noch einige Gebäude von der Art wie Hirtenhütten. Vor den Häusern stand eine Horde bewaffneter Frauen mit Vogelfedern geschmückten Frisuren sowie zu beiden Seiten bewaffnete Soldatinnen. Als wir uns umsahen, sahen wir, dass auf jeden Palisadenpfahl ein Kamel-, Kuh-, Schafs- oder Menschenschädel aufgespießt war - zur Zierde wohl, als Schmuck und Prunk!

Auf jeden Fall waren wir jetzt im Schloss, in der Residenz der Königin. Mal sehen, welche Behandlung uns durch die schwarze Schönheit zuteil werden sollte.

Dass wir im Sandsturm in der Wüste vom Weg abgekommen und in Gefangenschaft geraten und zum Schloss der Königin verbracht worden waren, war bereits in meinen vorigen Briefen gestanden. Als unsere Kamele den umfriedeten Platz betreten und angehalten hatten, begannen die Palastbediensteten unsere Habseligkeiten abzunehmen und nach drinnen zu tragen. Wir stiegen ebenfalls ab und entboten den schwarzgesichtigen Frauen und Mädchen unseren Gruß, aber sie schienen unsere Höflichkeit nicht zu ästimieren. Ihrer Sitte gemäß hatten wir uns vor den Frauen zu schämen und uns unangenehm zu fühlen und unsere Gesichter zu verhüllen! Mein Gefährte Monsieur Martin kochte innerlich und streckte absichtlich nach europäischer Manier den Mädchen die Hand hin. Die Ärmsten erschraaken und stoben nach allen Seiten auseinander, denn wenn die Königin das sah, würde sie sie womöglich streng bestrafen. Der Karawanenführer Abdullah kam herbeigelaufen: „Brüder, steht ruhig, so etwas ist hier fehl am Platze! In diesem Land müssen die Männer so verschämt und zurückhaltend sein wie in eurem Land die Frauen. . . Was ihr da tut, gilt hier als große Ungehörigkeit; wenn die Königin das sieht, kann es womöglich für euch nicht gut sein!“ sagte er. Martin konnte es nicht länger ertragen und schrie: „Was soll das? Wir sind doch keine Frauen, dass wir uns einen Schleier vors Gesicht und einen Mantel über den Kopf ziehen müssten!“ „Zorn und Gebrüll nützen gar nichts“, sagte Abdullah, „was euch getroffen hat, müsst ihr eben ertragen. . . Gleich werden sie euch vor die Königin führen. Ihr werdet euch, sowie ihr eingetreten seid, bis zum Boden verneigen und danach zu Boden blicken und die Augen nicht heben und hübsch züchtig und artig stehen bleiben. . . wie die Frauen in eurem Land. Vergesst nicht, dass ihr der Königin gehört: an ihr liegt es, ob sie euch liebt oder schlachtet. . .“

Kaum hatte ich meinen französischen Gefährten diese Worte übersetzt, kam ein junges

Mädchen, mit einem Schwert gegürtet, aus dem Palast gelaufen und lud uns nach drinnen. Das Mädchen musste der Leibgarde oder der Elitetruppe der Königin angehören.

Wir traten in einen düsteren Raum. Sofort reichte man jedem von uns eine Schale Milch und ein paar Datteln. Wir setzten uns auf den Boden und nahmen diesen Festschmaus entgegen. Danach führte uns wiederum dieses schwertumgürtete Mädchen in ein anderes Zimmer im oberen Stockwerk. Dort war es ziemlich hell, die Fenster hatten Vorhänge, Teppiche und Möbel waren recht schön. An einer Seite des Zimmers war aus Matratzen und Kissen ein erhöhter Platz zurechtgemacht; wir schlossen, das müsste der Thron sein, auf dem die Königin saß. Wir stellten uns diesem Thron gegenüber auf. Drei oder fünf Minuten darauf hörte man aus dem anderen Raum Schritte, und die Königin trat in unser Zimmer. Wir rührten die Verbeugung aus. Sie setzte sich auf ihren Thron, von dem ich gesprochen habe. Die Königin war eine Frau in den Dreißigern, nachtschwarz wie Kohle, aber ziemlich hübsch. Sie trug ein langes Seidengewand und wirkte majestätisch mit dem Schwert am Gürtel; in der Hand hielt sie einen vergoldeten Speer.

So wenig attraktiv dieses schwarzgesichtige, kräuselhaarige, dicklippige Volk in unseren Augen auch sein mag, war die Königin im Vergleich zu den anderen doch recht hübsch und von entsprechendem Körperbau. Was sollte uns aber ihre Schönheit und sonst noch was interessieren - unsere Gedanken beschäftigten sich damit, welche Behandlung sie uns erweisen würde. Mit gesenkten Häuptern standen wir da und hingen düsteren Gedanken nach. Was würde sie mit uns machen? Was würde sie befehlen? Sollte sie grausam sein, war es von Übel, sollte sie uns aber lieben, so mochte es ein doppeltes Übel, ein zweifacher Tort sein, überlegten wir, und so fanden unsere Gedanken keinen gangbaren Weg.

Nachdem wir bei der Königin vorgesprochen hatten, wiesen sie uns im Obergeschoss des Palastes ein großes Zimmer zu. Daran, dass sie uns nicht nach unten ließen, erzeugte sich die große Aufmerksamkeit der Königin. Sowie wir in unserem Zimmer allein blieben, begannen wir uns um unsere Habseligkeiten zu sorgen. Es war klar, dass unsere Lage so gut wie tödlich war, wenn wir nicht über die Drogen und Medikamente, die Geräte und Waffen verfügten und diese schwarzen Teufel sie in Beschlag nahmen! Solange wir die Siebensachen und Waffen nicht hatten, war Flucht oder Befreiung aus der Gefangenschaft unmöglich! Warum auch immer beschlossen wir, uns die Sachen wieder zu verschaffen; wir entschieden uns, es zuerst mit List, dann aber auch mit Gewalt zu versuchen. Daraufhin begaben wir uns eine Stunde später zu Ihrer schwarzen Majestät und dankten ihr dafür, dass sie uns in ihrem Land Aufenthalt gewährte. Ich brachte zum Ausdruck, wie dankbar wir waren, in die Gefangenschaft einer derartigen Königin geraten zu sein und dass wir mit Freuden unser Leben und unser Hab und Gut drangeben würden. Danach erklärte ich, dass unter unseren Habseligkeiten Mittelchen für ewige Jugend, Schönheit, Glück und noch andere Wunderdinge wären und dass nur wir über deren Geheimnisse und Anwendungen Bescheid wüssten, und bat, man möge uns die Sachen herausgeben.

Die Königin erwog, dass es nichts schaden konnte, wenn wir und unsere Habseligkeiten gemeinsam eingesperrt und in sicherer Hand waren, ja dass daraus vielleicht sogar größerer Nutzen zu ziehen sein mochte, und ließ uns unser Gepäck mit den Worten „Die Sachen gehören euch, aber zeigt mir, was ihr habt!“ übergeben. Ich stieg ins untere Geschoss hinab und legte ein Schloss vor die Tür. Wir hatten selbst ein Vorhängeschloss dabei; hier kannte man nicht einmal irgendwelche Schließvorrichtungen außer hölzernen Sperrbäumen.

Nachdem er uns der Königin vorgestellt hatte, war der Karawanenführer Abdullah

verschwunden. Später fanden wir heraus, dass er von der Königin für jeden von uns ein Pfund Goldstaub bekommen hatte und abgezogen war. Nun war es ganz klar, dass der Verwünschte uns verraten hatte. Man kann nicht in den Menschen hineinschauen, heißt es; das ist ein wahres Wort. In Algier hatten uns die Religionsgelehrten diesen Mann als Wegeführer gezeigt. Hätten sie Bescheid gewusst, hätten sie ihn uns gewiss nicht empfohlen. Er gab sich gut und fromm - aber jetzt war heraus, dass sein Herz ein Teufelsbasar sein musste. Sei's drum. Von jetzt an hing unsere Lage von unserem eigenen Verstand und von unserem eigenen Einsatz ab. Ob wir in diesem finsternen Land gefangen bleiben würden oder ob sich ein Ausweg finden und wir das Gebiet des Mahdi erreichen würden - möge dem werden, wie da werde.

Am Abend begaben wir uns alle zur Königin und schenkten ihr Kleinigkeiten wie Klappmesser, eine Schere, Parfümöl und Duftwässerchen. Da sie dergleichen noch nicht gesehen hatte, gingen ihr die Augen weit auf, sie freute sich wie ein Kind und war glücklich. „Geht jetzt schlafen und ruht euch aus,“, sagte sie und entließ uns in unser Zimmer. Es war erst die Zeit des Abendgebetsrufs, aber da in diesem Land Dinge wie Leuchten und Lampen noch nicht erfunden waren, gingen die Leute mit der Sonne schlafen und standen mit der Sonne wieder auf. Da in dieser Gegend Tag und Nacht jahraus, jahrein zwölf Stunden lang sind, hatten sie es auch nicht dringend nötig, Lichter anzuzünden. Als es später Abend wurde, versperrten sie Türen und Durchgänge mit hölzernen Sperrbäumen und Riegeln und gingen sogleich schlafen. Nur rund um den Königinnenpalast schoben ein paar Wächterinnen mit Speeren in der Hand Wache. Auch wir gingen ins Bett und legten uns nieder, aber kein Schlaf kam uns in die Augen. Ein, zwei Stunden lagen auch wir wortlos ohne zu reden, damit die Palastleute und die Wächterin im anderen Zimmer einschliefen, aber als wir spürten, dass die

Wächterin eingeschlafen war, begannen wir uns flüsternd zu beraten. Wir verständigten uns darauf, dass wir angesichts unserer Lage zu allererst das Wohlwollen der Königin und der hohen Palastbeamtinnen erwerben und uns durch verschiedene Künste und Mittelchen ihre Zuneigung verschaffen mussten. Dann mussten wir alles über das Land der Frauen herausfinden, und ob es in der Nähe andere Länder gab oder nicht. Über die Möglichkeiten einer Flucht und Rettung wollten wir erst diskutieren, wenn wir all diese Informationen zusammengetragen hatten. Dann gingen wir schlafen. Ich hatte schon in meinen früheren Briefen geschrieben, dass in diesem seltsamen Land die Männer genau in der Lage sind wie unsere Frauen in dem Sinne, dass man die Kinder nach der Geburt dem Mann zur Aufzucht überlässt. Da jede Frau zwei, drei Sklaven-Gatten hat, ist einer damit beschäftigt, sich um die Kinder zu kümmern, einer kocht und melkt die Kühe, der dritte spinnt, webt und näht die Kleider. Wenn der Säugling hungrig ist, gibt man ihn seiner Mutter, lässt ihn trinken, und dann nimmt ihn wieder der Mann an sich, geht und kümmert sich um ihn. Die Frauen wiederum sind an der Stelle unserer jungen Männer: Sie vertreiben sich die Zeit mit Beschäftigungen wie Pfeilschiessen und Ringen und lassen, anstatt wie bei uns die jungen Mädchen, Jünglinge tanzen und singen und ergötzen sich daran. Alle öffentlichen Angelegenheiten und die Regierung liegen in den Händen der Frauen und Mädchen. Ihre Männer sind verschleiert und arbeiten wie unsere Frauen im Inneren des Hauses. Den alten Männern trägt man niedrige und schwere Arbeiten auf; junge Männer werden sehr mild und zärtlich gehalten. Als wir erzählten, dass in unseren islamischen Ländern und in den Ländern Europas die Frauen immer im Haus bleiben und keine schweren Arbeiten vollbringen, während die Männer Soldaten werden und in den Krieg ziehen und hohe Positionen innehaben und an der Regierung sind, riefen sie „Ja, gibt es denn so was?!“ und lachten und wollten es nicht glauben. Sie

hielten uns entgegen: „Wenn in euren Ländern die Männer mit entschleierten Gesichtern umherlaufen oder Pfeile schießen und das Schwert ziehen und in den Krieg gehen, dann habt ihr wohl keinerlei Zucht und Ordnung!“ Als in Gegenwart der Königin die Rede auf die Gegebenheiten und das Alltagsleben in Europa und Turkestan kam, brachte die „Kultuswesirin“, ein altes und buckliges Weib wie der Teufel, grosse Abscheu vor unseren Sitten zum Ausdruck und schrie: „Eurer Land ist dem Untergang geweiht! Was soll das bedeuten! Seit wann macht man Männer zu Soldaten? Können Männer etwa kämpfen? Wozu taugen sie denn als zum Kinderhüten und Kochen? Werden denn aus ihnen, deren Haar gerade so kurz ist wie ihr Verstand, rechte Befehlshaber und Regenten?! - Die müssen ja üble Sitten und Bräuche haben, besser sollen sie nicht davon erzählen: Das könnten unsere Leute hören und es würde zu Aufruhr in den Gemütern führen. . . Oh Sünde!“ Monsieur Martin konnte die Worte der alten Teufelin nicht mehr ertragen. Er sagte: „Schaut euch das an! Dieses unselige Volk, dem der Verstand nicht dazu gereicht hat, Kerzen und Lampen zu erfinden, hat die Zensur bereits erfunden und lässt sich einfallen, uns einen Maulkorb umzuhängen!„

In meinem letzten Brief hatte ich geschrieben, dass der „Kulturwesirin“, einem alten, buckligen Weib, so gar nicht passte, was wir über die Großartigkeit der Männer sagten und darüber, dass sie die Frauen regieren und ihnen überlegen sein sollten, und dass sie uns nicht erlauben wollte darzulegen, was in den Ländern des Islam und in Europa los ist. Nicht nur wollte sie uns den Mund verbieten in dem Wunsch, es möge in ihrem Land zu keinem Aufruhr Anlass geben, - nein, sie versuchte auch uns verständlich zu machen, dass unsere Lebensweise und unser Tun falsch und sittenlos sei.

Sie hatte nicht die geringsten Zweifel daran, dass ihre Ansichten und Überzeugungen richtig seien, und führte uns die verschiedensten wissenschaftlichen und logischen Argu-

mente dafür vor, dass die Frauen herrschen und die Männer beherrscht und unterjocht werden müssten.

Nach den Worten dieses unseligen alten Weibes klang es gerade so, als seien die Männer als Püppchen und Spielzeug und zum Gebrauch für die Frauen erschaffen worden. Die Frauen seien stärker als die Männer und könnten Müh und Plage ertragen; dass sie langes Haar hatten, sei ein Indiz für ihre Vollkommenheit und ihre Stärke. Sie seien es ja, die die Kinder zur Welt brächten, und die Milch komme von ihnen. Die zarten und schwachen Männer seien so erschaffen, dass ihnen all diese Kräfte vorenthalten wären. Ihnen wachsen Schnauzer und Vollbärte im Gesicht, auf das sie den Frauen, ihren Herrinnen, gefielen und von ihnen geliebt würden. Dass die Gesichter der Frauen blank und haarlos seien, wäre dagegen ein Indiz dafür, dass ihre Stärke in Armen und Beinen liege und sie nicht darauf angewiesen wären, hübsch und gefällig zu sein. . . In der Tierwelt sei es genauso: Die Weibchen sind schmucklos, die Männchen haben allerlei Zierde, wie etwa Löwen, Hähne, Papageien und so weiter. Alles in allem sei das Männliche durch Schönheit, die Weiblichkeit und das Frauliche dagegen durch Kraft ausgezeichnet. „In euren Ländern aber haben sich Gebräuche eingebürgert, die der Natur und der Schöpfung zuwiderlaufen. Die Frauen sind an die Stelle der Männer, die Männer an die Stelle der Frauen getreten. Welch großer Fehltritt, Welch schwere Sünde! Soweit man mitbekommt, gibt es in euren Ländern weder Sitte noch Scham! Was soll das - diese zarten und feinkörperigen Männer laufen umher und entblößen ihre Schnauzer und Barte aller Welt. Jede Frau kann diese bloßen Gesichter begaffen, wobei doch diese Schnauzer, diese seidenfeinen und linden Vollbärte allein der einen Frau vorbehalten sind, die nach Recht und Gesetz die Herrin dieses Mannes ist! Nur die Frau, der der Mann gehört, darf sich daran vergnügen und ergötzen.

Oh, ihr Heiligen, ihr Geister und Dämonen - wie könnt ihr soviel Sittenlosigkeit hinnehmen! Wie kommt es, dass ihr nicht die Welt in Flammen setzt und die Orkane loslasst! Unser dunkles Land scheint das einzige zu sein, in dem noch Zucht und Ordnung herrschen. Nur in unserem Land haben die Frauen den Platz und Rang gefunden, der ihnen gebührt! . . . “

Als ich diese Worte, die die alte Wesirin mit Zuversicht und vollendeter Überzeugung daherredete, meinen Freunden, den Franzosen, übersetzt hatte, konnten sie ein schallendes Gelächter kaum unterdrücken; angesichts unserer Lage aber, in der es auch bei den lächerlichsten Dingen nicht angebracht war zu lachen, sagten sie kein Wort. Lediglich Monsieur Martin, der so sorglos war, dass er die ganze Welt für einen einzigen Scherz hielt, konnte es auch diesmal nicht lassen und sagte: „Die Lektion und der Zuspruch, den wir heute bekommen haben, sind nicht übel. . . Nur, Mulla Abbas Efendi, würden Eure Taschkenter Freunde, wenn sie hörten, was die Alte über die Schnauzer und die Seidenbärte gesagt hat, wohl Augen so groß wie Teetassen oder gar wie Suppenschalen machen? Diese ihre geheiligten Bärte, ihre Löwenschnauzbärte haben die Unseligen hier zu einem Lustobjekt gemacht, und auch sonst ist ihnen nichts heilig. . . Das muss es wohl sein, warum man sagt, jede Sitte hat ihren Platz, und jeder Ort hat seine Sitten!“

Die Kultuswesirin wollte wissen, welchen Eindruck ihre Belehrungen gemacht hatten, und fragte, was Monsieur Martin, besser gesagt „dieser hübsche junge Mann“, gesagt hätte. „Gnädige Frau,“ antwortete ich, „er staunt nur so über Eure Gedanken und Eure Beweisführung und sagt, dass eine gelehrte Frau in Paris, eine gewisse Olympia Odoir, zwar in ihren Gedanken und Überlegungen nicht so weit geht wie Ihr, dass sie aber immerhin den Anspruch vertritt, Männer und Frauen seien gleich und gleichberechtigt, und es ginge gegen Natur und Humanität, wenn sie sich zum Herrscher oder zur Herrscherin

über einander machten.“

„Sag das nicht, sag das bloß nicht, das wäre noch schlechter! Wenn keines von ihnen herrschte und Mann und Frau gleich wären, würde jede Grundlage für ein geregeltes Leben zerschlagen. Von Sitte und Gesellschaft blieben nicht Ruf noch Ruhm. Die Menschheit würde zugrunde gehen. Es wäre, wenn schon die Frauen nicht herrschen, besser, die Männer würden herrschen, als dass da Gleichheit wäre. Sie würden eben so recht und schlecht den Führer spielen – besser als gar keine Führung. So unrecht, so sittenwidrig und arbiträr es auch wäre, wenn die Männer regierten und den Frauen übergeordnet wären, so würde doch Gleichheit noch größeres Unheil nach sich ziehen.“

Nach derlei Gerede riet uns die Wesirin zu, ihre Worte und Belehrungen gut zu durchdenken und zu begreifen. Sie befand, wir sollten von unseren üblen Gebräuchen und sündigen Anschauungen ablassen und wollte eben in ihr Zimmer zurückgehen, als Monsieur Martin sich wieder nicht halten konnte und mit den Worten „Oh du alte Teufelin und Teufelspriesterin, das wirst du uns nicht so leicht andrehen können!“ einen grazilen Knicks vollführte wie ein französisches Fräulein.

„Was sagt er?“ wollte sie wissen, und ich übersetzte: „Mit tausend Freuden, Madame, herzlich gern.“

Wir begaben uns in unser Zimmer zurück und sprachen untereinander über diese merkwürdigen Zustände. Monsieur Martin fing an: „Freunde, soviel ich verstehe, haben wir so verschämt wie eine Jungfrau, so unterwürfig wie eine muslimische Frau und so geschmückt und geschminkt wie eine französische Dame zu sein. Wir werden Nähen und Sticken lernen müssen, da dies in diesem Land das Maß für Anstand und Ergebenheit

eines Mannes ist. . . Da sind wir ja in ein schönes Land geraten! Wenn das nur gut ausgeht. Aber habt keine Bange. Wir wollen eine Lehre aus dem ziehen, wie es uns hier ergeht. Jetzt, da wir einiges von dem, was sie ertragen müssen, am eigenen Leib erfahren, können wir verstehen, wie es den Frauen und Mädchen bei uns ergeht, was sie empfinden. Das ist ein Stück Wissen, das man weder an der Medrese von Taschkent noch an der Universität von Paris vermittelt. Es hat sich gezeigt, dass wir in dem Palast der schwarzen Königin, auch wenn er aus Holz und Schilf gebaut ist, so manche Lektion zu lernen haben. . . Ehe Marin noch mit seinen halb scherzhaften, halb ernsten Worten fertig war, trat eine Frau, eine „Palastbeamtin“, in unser Zimmer und sagte zu mir: „Ihre gerechte, gnädige, liebevolle Majestät die Königin möchte sich heute abend die Zeit mit Monsieur Martin vertreiben. Darum möge der werthe Monsieur sich ins Hamam begeben, ein Bad nehmen, duftende und wohlriechende Öle auftragen, die bereitgelegten Seidenkleider anlegen und sich zu ihrer Majestät der Königin bemühen.“

Als ich meinen Freunden den Befehl, den die Palastbeamtin überbracht hatte, übersetzte, waren sie so betroffen, als habe sich die Erde aufgetan und sie wären darin versunken. Dem guten Monsieur Martin gingen die Augen auf wie Teetassen, und er wurde käsebleich. Monsiour Marc, der Ballistiker, sagte: „Brüder, der Königin Begehrt hat sich als noch schwerwiegender erwiesen als das Ansinnen der Kulturwesirin.“ Dann wandte er sich an Martin: „Was sagst du zu diesem Ehrerweis und dieser Gunstbezeugung durch die Königin, mein Lieber?“ Martin sammelte sich ein wenig und sagte dann: „Was soll ich schon sagen. Freunde! Es sieht so aus, als sollte ich heute Abend der Herr und Meister über dieses Land werden. . . Aber ich wäre bereit,

dieses Sultansiegel jedermann zu überlassen, der es begehrt!“ „Hoppla! Wie fein, wenn du Herr oder Meister würdest, aber du wirst etwas vom Rang einer Odaliske, einer Lustsklavin sein. . . man findet gar keine Worte um das zu erklären, was du sein wirst. In diesem Land ist doch alles kopfunter und mit den Beinen nach oben“, sagte Marc. „Fertig, Kameraden! Wir sind bedient. . . Was soll das wohl heißen, dass die schwarze Teufelin gerade mich als ersten rufen lässt?“ „Heiße es was es wolle, darauf kommt es nicht an. Wo ist der Unterschied, ob sie dich oder mich rufen lässt? Aber was ist jetzt zu tun, damit wir uns solch sittenloser Anträge erwehren können? Das ist es, was wir überlegen müssen,“ sagte Jean, der Arzt. „Jawohl, sehr wohl, Brüder, denken wir uns sofort ein Mittel zur Abhilfe aus! Wenn mir dieses schwarze Weib mit Gewalt an die Ehre rücken sollte, werde ich es nicht erdulden, sondern ihr den Schädel zermalmen!“ „Ich kann keinen Ausweg aus dieser schwierigen Lage sehen. Entweder lassen wir uns als Lustsklavin behandeln und Ruf und Mannesehre verderben, oder wir müssen zur Waffe und zur Selbstverteidigung greifen und das tun, was wir unserer Männlichkeit und Jünglingsehre schuldig sind!“ - Als ich sah, wie Marc in Zorn geriet und dass die Franzosen in so einer Lage nicht Tod noch Teufel scheuen würden, ging mir auf, dass die Sache noch einmal so übel geworden war. Es war sonnenklar, dass wir verloren waren, wenn es zum Streit um die Ehre kommen und Blut fließen sollte. Darum schlug ich vor, ob es nicht günstiger wäre, erst einmal zu versuchen, das Unheil mit List und Klugheit abzuwenden, und erst dann, wenn das nichts nützen sollte, mit Gottes Hilfe nach dem Schwert zu greifen. „Sehr schön, äußerst günstig, aber, verehrter Mulla Abbas, was sollen wir tun, was für eine List gebrauchen?“ wandte Jean ein. „Ich meine, wir sollten daraufhinweisen, dass wir nach dieser mühevollen Reise sehr erschöpft sind und die Sprache nicht können, und darum bitten, für einige Zeit von diesen Anträgen dispensiert

zu werden. . . Vielleicht bleiben wir fünf, zehn Tage verschont. . . Die Franzosen befanden meine Idee für richtig und passend. So machte ich mich zur Königin auf, um die Sache darzulegen; um ihrem Befehl Folge zu leisten und sie nicht zu erzürnen, schickten wir auch Monsieur Martin ins Hamam. Er fluchte vor sich hin, als er ging - allein was half es! Und ich begab mich in die inneren Gemächer. Ich trat in das Schlafzimmer der Königin. (Gott sei Dank war das Hofzeremoniell recht simpel; man brauchte nicht lang zu antichambrieren.) Ihre Majestät ruhte auf lagenweise aufgestapelten groben Matratzen. „Warum bist du gekommen?“, fragte sie. Ich fing an: „Ich komme, um für die Ehre und Zuneigung zu danken, die Ihr uns erweist. Aber, Frau Königin, ich komme mit der Besorgnis, dass wir, da wir die Sprache nicht können, Euer Herz, und, da wir von der Reise erschöpft sind, Euch selbst nicht werden zufrieden stellen können. Eurem Wunsch gemäß hat man Monsieur Martin ins Hamam gesandt. . . Aber wenn Ihr uns fünf oder zehn Tage aus Eurem Herzen streichen wolltet, wäre es noch schöner. . .“. Als ich das sagte, erhob sich die schwarze Teufelin von ihrem Lager, lachte und sagte: „Aber du verstehst unsere Sprache perfekt. . . und dein Bart ist so hübsch, dass er alle Unzukömmlichkeiten verdeckt, die du haben magst.“ Bei dem Gedanken, dass sie jetzt wohl mich an Martins statt nehmen würde, stockte mir das Blut in den Adern. Mein Gesicht musste schneeweiß geworden sein. Der Königin gefiel das, wie es mir erging, und sie sprang auf, kam herbei, umschlang mich und fing an, meinen Bart zu streicheln und zu kosen! Ich schämte mich so vor mir selbst, dass ich gar nicht wusste, wie mir geschah! Oh du mein düsteres Schicksal! Was für eine Lage! Mein Bart, den ich seit so vielen Jahren wie meinen Augapfel gehegt und in Ehren getragen hatte, sollte ein Lustobjekt sein sie ein weißer Hals und rote Wangen?! Oh Gott! Komm mir zu Hilfe! Ich riss mich los und floh aus ihrer Umarmung wie einer, den eine Natter gebissen hat. Die

Königin lachte darob und war verwundert; in strengem Befehlston sagte sie: „Was ich befehle, gilt. Da ist nichts zu ändern. Geh und sag das deinen Gefährten. . . Der Gespieler Martin soll herkommen. . . Ich brauche seine Sprache nicht, ich werde mit ihm nicht über Angelegenheiten von Staat und Religion diskutieren. Wir werden uns schon mit den Augen verständigen.“ Wie ein verjagter Gesandter kehrte ich aufgelöst zu meinen Freunden zurück. Gott sei's gedankt - für dieses eine Mal war mein Bart dem Zugriff der alten Teufelin noch heil entkommen.

Als ich meinen Gefährten berichtete, dass meine Sendung nichts gefruchtet und was die Königin getan und gesprochen hatte, waren sie sehr bedrückt. „Das heißt, Martin muss heute abend unbedingt zur Königin gehen“, fragte Jean. „Ja,“ sagte ich, „sie lauert schon wie ein hungriger Wolf.“ „Was für eine schwierige Lage! Wie schwer ist es, der Gefangene einer Frau zu sein, die du nicht sehen willst, und sie wohl oder übel unterhalten und lieben zu müssen! . . . Aber was hilft es? Wenn man sich widersetzt und Widerstand leistet und es zu Zorn und Heftigkeit kommen lässt, könnte das vielleicht schwere Strafen nach sich ziehen. Seht, meine Freunde, wenn ich mir unsere Lage besehe, verstehe ich so richtig, wie in unseren Ländern hunderte Frauen und Mädchen in genau der gleichen Lage sind, einem Mann in die Hände zu fallen, den sie nicht mögen und nicht lieben, ohne dass ihnen Geheiß gegeben würde, ohne freien Willen, ohne Ausweg. Wie vielen Frauen und Mädchen wird nicht genau die gleiche Gewalt angetan, mit der uns die Königin kein Gehör geschenkt hat und nur sagte: 'Er soll kommen, ich will es!' Niemand überlegt 'Vielleicht will sie nicht, vielleicht liebt sie ihn nicht'; sie soll kommen, und basta! - Ja, in der Tat, wir sind Gefangene – hat ein Gefangener etwas zu wollen, hat er Rechte, hat

er Wünsche zu haben? ... Er ist ein Ding so wie ein Vieh...“, sinnierte Monsieur Marc. Da erstand vor meinen Augen meine Heimat Turkestan, und ich erinnerte mich, welche Gewalt so manche dummen Männer den Frauen antun und wie unangemessen sie sie behandeln. Seine Worte trafen mich zutiefst, und ich sagte: „Mein Freund, Euer Zorn ist nicht ganz berechtigt. In Europa erweist man den Frauen ziemlich viel Achtung; ihre Lage hat keinerlei Ähnlichkeit mit der schwierigen Lage, in der wir heute sind. Aber die Frauen im Islam: Gemäß der Tradition des Propheten Muhammad sind sie beschützt, so dass sie vor Gewalt und Zwang sicher sind. Sie heiraten den Mann, den sie wollen, und niemand kann sie mit Gewalt nehmen. Und auch nach der Hochzeit ist es Pflicht, darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie Lust und Laune haben und wie es mit ihnen steht. Kein Gatte tut seiner Frau Gewalt an und dürfte es auch gar nicht. Er strebt danach, in Eintracht und Liebe zu leben ... Und wenn ein paar Dumme oder Charakterlose dazwischenkommen, die die Frau, ihre Freundin, nicht zu schützen wissen, die nichts von der Lust des Tändelns und Charmantseins verstehen und keine andere Behandlung wissen als Brüllen und Schreien, so zählen die nicht wirklich ... Jede Sklavin hat es besser als wir.“ Jean, der Arzt, der uns zugehört hatte, sagte: „Wenn das so ist, dann wollen wir von unserer eigenen Situation reden und uns um einen Ausweg kümmern. Über die französischen und türkischen Frauen können wir auch später noch reden. Martin wird gleich aus dem Bad kommen. Er muss zur Königin gehen; er wird sich in die Rolle einer Sklavin versetzen müssen ... So viel kann Martin nicht ertragen. Er wird einen schrecklichen Zwischenfall herbeiführen, Blut wird fließen, und vielleicht werden wir alle heute Nacht umgebracht...“

Während wir noch unter dem Eindruck von Jeans Worten am überlegen waren, kam Martin. So schwierig unsere Lage auch sein mochte - als wir seinen Aufzug betrachteten,

konnten wir nicht anders als lachen. . . Wir lachten; wie hätten wir auch ernst bleiben sollen: Den Kopf hatten sie ihm mit einem roten Schal umwunden, und sie hatten ihm ein weißes Seidenhemd angezogen, das ihm bis an die Knöchel reichte, und darüber einen grünen geblühten Kaftan mit gelber Schärpe . . . „Haha, Bruder, in dieser Aufmachung würde nicht nur die schwarze Königin, sondern auch so manche Frau in unserem Land ein Auge auf dich werfen. . . Du bist wirklich ein hübscher Bursche!“ sagte Jean, aber Martin achtete nicht auf seine Worte, sondern sah mich an, als erhoffte er Rettung von mir. „Ich kann dir nichts nützen, lieber Bruder! Meine Sendung hat nichts erbracht. Sie hat nur ihren Befehl 'Er soll kommen' wiederholt“, sagte ich. „Ach, wie schön, wenn das so ist! Da hat der Unseligen wohl das letzte Stündlein geschlagen!“ sprach Martin voll Ingrim, nahm den Dolch, der an der Wand hing, und steckte ihn unter sein Hemd. „Halt ein, Bruder, nicht so eilig! Die Schwertangelegenheit erledigen wir gemeinsam. Für einstweilen wenden wir eine List an“, sagte der Arzt Jean und fasste Martin am Arm. „Was für eine List?“ fragten wir wie aus einem Mund. Jean erklärte es uns. Wir berieten uns, und derweil kam auch schon die Palastbeamtin, machte Martin ein Zeichen 'komm!' und führte ihn zur Königin ab. Es war die Zeit des Sonnenunterganges. Nach dem Brauch dieses Landes würden eine Stunde später alle Leute schlafen gehen, denn sie kannten keine Lichter und Lampen und standen mit der Sonne auf und gingen mit ihr zu Bett. Die Palastbeamtin überantwortete unseren Kameraden der Königin, ließ die Vorhänge, die anstelle einer Tür da waren, herunter und zog sich zurück. Alle Dienerinnen und Hofdamen gingen in ihre Zimmer im unteren Stockwerk. Heroben blieben nur wir und, Martin in ihrem Gemach, die Königin.

Als Monsieur Martin in das Schlafgemach der Königin eintrat, war sein Gesicht krei-

deweiß, und er stand da und wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Die Königin lachte und winkte ihn an ihre Seite. Sie ließ ihn auf dem Sofa Platz nehmen. Sie musterte sein Gesicht eine Weile. Dann strich sie ihm übers Haar, kniff ihn in die Wangen, umarmte ihn und gab ihm einen Kuss. Der arme Franzose war völlig verwirrt. Dann riss er sich zusammen und bedeutete ihr, dass er gerne etwas zu essen und zu trinken gehabt hätte. Die Königin fasste dies als Gunstbezeigung auf; zufrieden erhob sie sich und holte aus einem Seitengemach einen Krug mit einem aus sahniger Milch hergestellten alkoholischen Getränk. Sie brachte zwei Becher, füllte einen für Martin und einen für sich selbst und stellte sie auf den Tisch. Sie blickten einander an, sagten mit den Augen etwas von der Art „zum Wohle“ und tranken. So tranken sie ein, zwei Becher Milchlikör aus. Das Getränk war zwar süß, aber es war stark und hinterließ seine Wirkung bei der Frau und auch bei dem jungen Mann. Die Königin war sehr fröhlich. Sie küsste Martin einige Male aufs Gesicht und ging dann in ein anderes Zimmer. Da holte Martin ein Fläschchen aus der Tasche und schüttete etwa einen Teelöffel voll von einer Droge in den Becher der Königin. Als die Königin wieder hereinkam, stand Martin auf und umfing die Frau. Auch das war eine List, um Zuneigung vorzuspiegeln. Vor Begeisterung ging der Königin der Mund eine Spanne weit auf, und ihre Augen leuchteten wie Kerzen. „Iss!“ sagte sie und setzte Martin einen ganzen Korb mit Süßigkeiten und Früchten vor. Dann nahm die schwarze Frau den Franzosen auf ihre Knie, küsste ihm das Gesicht und begann mit seinem Schnurrbart zu spielen. Obwohl ihn solches Getändel hart ankam, harrte der Franzose geduldig aus. Nachdem sie noch jeder einen Becher Milchlikör gekippt hatten, war die Königin recht betrunken. Sie schlang sich wie eine Natter um Martin, und nachdem sie ausgiebig herumgeschaukelt war, schlief sie ein und begann wie ein Stier zu schnarchen. Mit viel Mühe hob er die Königin auf und legte sie auf ihr Bett.

Sie haben gewiss durchschaut, dass der Franzose der Königin ein Schlafmittel eingegeben hatte. Solchermaßen von den Annäherungsversuchen und der Zudringlichkeit der Frau errettet, war Monsieur Martin einigermaßen erleichtert. Es war schon nach neun Uhr abends. Dank dem Mondlicht konnte man im Zimmer recht gut sehen. Martin nutzte die Gelegenheit, dass nunmehr alles Volk im Schlafe lag und niemand sonst in den Gemächern der Königin war. Hübsch allmählich und sachte stahl er sich von Zimmer zu Zimmer und erkundete alles rundum. Am äußersten Ende des Palasts sah er, dass es da eine Tür und eine Treppe gab, die vom Zimmer in den Hof hinunter führte, aber am unteren Ende der Treppe war eine Wächterin, und diese Wachperson hatte ihr Haupt an die Treppe gelehnt und schlief. Man konnte sehen, dass in diesem Teil des Hofes keine Gebäude und Menschen waren und es hier sehr einsam und ruhig war. Nachdem Martin all dies gesehen hatte, ging er zur Königin zurück. Er sah, dass sie sich wie ein Vieh ausgestreckt hatte und grollend schnarchte. Er lachte. Dann legte er sich mitten im Zimmer hin, fröhlich, dass er diesen Abend so leicht seine Ehre hatte bewahren können, und schlief ein.

Am Morgen, als die Sonne aufging, drang von draußen der Klang von Trommeln und Oboen herein und riss Martin aus dem Schlaf, aber als er mit halbgeschlossenen Augen sah, dass die Königin noch nicht aufgewacht war, öffnete auch der Franzose die Augen nicht ganz. Ein wenig später ertönte ein Lärm, als sammelten sich im Schlosshof berittene Soldaten. Die Trommeln und andere Instrumente spielten jetzt genau unterhalb des Fensters, und davon erwachte schließlich auch die Königin und machte ihre Augen auf. Sie erblickte Martin in ihrem Zimmer, ihren Geliebten. Dann fiel ihr Blick auf die Becher, und als sie sich erinnerte, was am Abend zuvor geschehen war, kniff sie Martin noch einmal in die Wangen . . . Danach eilte sie zur Tür hinaus.

Im Hof waren an die hundert berittene Soldatenmädchen versammelt, jede von ihnen mit Pfeil und Bogen ausgerüstet und mit einem Schwert umgürtet. Als die Königin hinterkam, trieben sie ihre Pferde an und sprengten aus dem Schlosshof hinaus. Martin wunderte sich über diese Aktivitäten und verstand nicht, warum das alles geschah. So ging er zu seinen Freunden hinüber.

Es stellte sich heraus, dass das langhaarige Heer, das sich im Schlosshof versammelt hatte, auf Feldzug und Raub ausging. Kaum war die Kunde gekommen, dass in der Gegend eine Karawane vorbeiziehen sollte, hatte die Königin einen Schlachtplan entworfen und zog mit ihrem Heer gemeinsam in die Wüste hinaus. Das gottlose Heer umfasste insgesamt an die tausend Kriegerinnen. Darüber hinaus hatte die Königin noch eine Leibgarde aus den stärksten und schönsten Mädchen. Deren Pferde, Speere und Schwerter waren schöner geschmückt und verziert als die anderen. Als wir erfahren hatten, dass die Königin ins Feld zog, berieten wir, ob es in der Zwischenzeit möglich sein würde zu entweichen und zu fliehen. So sehr auch eine Flucht hinaus in die Sandwüste bedeuten mochte, den sicheren Tod zu suchen, war es doch noch schwerer als der Tod, bei diesen Mädchen Gefangener und Sklave zu sein. Im Palast und in der Umgegend war niemand mehr außer einigen Wächterinnen und Frauen. Darum befanden wir es für richtig, die Wächterinnen mit Opium in tiefen Schlaf zu versetzen, dann die allernotwendigsten Waffen und Ausrüstungsgegenstände auf ein paar Kamele zu laden und zu fliehen, sobald der Abend hereinbrach. Unsere Kamele und alles andere waren ja noch da. Gezwungenermaßen gaben wir den Plan auf, in den Sudan zum Mahdi zu gelangen. Wir hatten vor, uns der Karawane anzuschließen, die da kommen sollte, und mit ihr mitzugehen,

wo immer sie auch hinziehen mochte. Da die Königin ausgezogen war, die besagte Karawane zu überfallen und niederzumachen, mussten wir zusehen, die Karawane schon früher abzupassen und sie über ihre Lage zu warnen. Soviel wir von den Frauen und Mädchen, die recht geneigt waren zu plaudern, erfahren konnten, hatte die Königin sich Richtung Sonnenuntergang, also westlich des Landes, auf die Lauer gelegt und plante, die ahnungslos näher kommende Karawane dort zu überfallen. Daraus, was wir darüber erfahren konnte, von woher das Kommen der Karawane erwartet wurde, erschlossen wir, in welcher Richtung wir gehen mussten, damit wir der Karawane möglicherweise begegnen würden. So überlegten und diskutierten wir. Dann luden wir die Frauen und Mädchen ein, die nicht übel Lust hatten, sich mit uns zu einem Gelage zusammensetzen, und wie die Dienstmoten in einem Haus, wenn die Herrin ausgegangen ist, nützten wir die günstige Gelegenheit und veranstalteten ein Fest. Sie kamen alle. Wir versperrten die Palisadentore und verbrachten den ganzen Tag schmausend, trinkend und spaßend. Als der Abend nahte, braute der Arzt einen Opiumtrank, und die Ahnungslosen tranken ihn ohne Ausnahme. So verfielen unsere schwer berauschten Wächterinnen eine nach der anderen in einen tiefen Schlaf und blieben hier und dort in den Zimmern des Palastes hingestreckt liegen. Sofort knöpften wir die Lastsäcke mit unseren Sachen auf, schnürten zehn kleine Lasten mit dem allernotwendigsten, nahmen so viele Waffen und Geräte an uns wie möglich und machten uns zur Flucht bereit. Als die Sonne untergegangen war und die Dunkelheit der Nacht hereinbrach, griffen wir uns im Pferde- und Kamelstall sieben Kamele, beluden sie, sattelten für jeden von uns eins von den besten Pferden, saßen auf, empfahlen unsere Seelen Gott und machten uns auf den Weg. Wir schonten unsere Tiere nicht und marschierten bis zum Morgen in scharfem Tempo auf geradem Wege in die Richtung, aus der die Karawane kommen musste. Während die Königin sich

gen Westen auf die Lauer gelegt hatte, hielten wir gegen Süden, denn von dort her wurde die Karawane erwartet. Nach unseren Schätzungen mussten wir der Karawane gegen Abend begegnen, denn in der Nacht sollte sie westlich des Landes der Frauen eintreffen und von den Feinden die dort im Hinterhalt lagen, überfallen werden. Wenn wir ihnen den Weg abschneiden und bis zum Abend auf die Karawane treffen sollten, wären wir in Sicherheit. Sollten wir andererseits die Karawane verfehlen, so war klar, dass wir in der wasserlosen Wüste verkommen würden – aber uns zeigte sich die Aussicht umzukommen immer noch besser als die Sklaverei.

Wir übertrugen es dem Arzt, die Kamele zu führen. Martin, der Kanonier und meine Wenigkeit zogen, einer vor dem anderen, voraus und kundschafteten, so weit das Auge reichte, die Wüste aus und spähten nach der Karawane. Mit roten Tüchern, die wir an die Spitzen unserer Bajonette gebunden hatten, gaben wir einander Zeichen und verständigten uns untereinander. Wie eilig wir auch marschierten und wie sehr wir auch nach allen Seiten spähten, war doch gleichwohl kein lebendiges Wesen zu sehen. Man sah nichts ausser Sand und Steinen, Steinen und Sand. Nicht einmal ein Vogel war da in der Wüste; die einzigen Geschöpfe, die uns unterkamen, waren riesige Schlangen, die sich eilig davonringelten, sowie sie uns erblickten. Einen halben Tag zogen wir so ohne Pause. Zu Mittag, als die Hitze am grössten war, machten wir Halt in einem Trockental, um den Tieren und uns selbst eine kleine Rast zu gönnen, und berieten wieder über unsere Lage. Nach etwa zwei Stunden Erholung machten wir uns wieder auf und trieben die Tiere in die eingeschlagene Richtung vorwärts. Gott sei Dank erwies sich unsere Rechnung nicht als falsch: Ehe es Abend wurde, stiessen wir auf die Spuren von ziemlich vielen Kamelen. Verschiedenen Anzeichen konnte man entnehmen, dass die Karawane hier erst vor etwa zwei Stunden vorbeigekommen war. Wir machten uns alle auf den Spuren der

Karawane hinter ihr her. Da es aber geraten schien, die Karawane aber möglichst bald zu verständigen und mein Pferd das beste war, sollte ich mich von den Kameraden trennen und vorausreiten und die Karawane anhalten. Der Araber, den ich ritt, spürte mit seinem feinen Sinn, dass da vorne eine Karawane war, geriet in Eifer und flog dahin wie ein Vogel. Nachdem ich eine Weile geritten war und meine Gefährten aus den Augen verloren hatte, fand ich mich ganz allein in der Wüste; da packte mich die Angst. Mir war, als wäre ich in der Wüstenei, die wir Welt nennen, ganz allein und verlassen. Wollte Gott, dass das gut ausgehen mochte, dachte ich und ritt fürbass, mit höchster Aufmerksamkeit nach allen Richtungen ausschauend. Da legte mein Tier die Ohren an und wandte den Kopf nach links, und nachdem es ein wenig geschaut hatte, wieherte es erfreut. Als Antwort kam von hinter einer Sanddüne ebenfalls Pferdegewieher. Was mochte das sein? – fragte ich mich, hielt das Pferd zurück und wandte meine Aufmerksamkeit der Düne zu. Da sah ich eine Berittene, mit einem Speer bewaffnete Frau auftauchen und in Windeseile auf mich zuhalten. Ich überlegte, dass es eine von den Späherinnen sein musste, die die Königin ausgeschiedt hatte, um auf Lauer zu liegen und den Weg zu überwachen. Sofort griff ich nach dem Chassepot-Gewehr, das ich umgehängt hatte, und machte mich zur Verteidigung bereit. Als sich die Soldatin auf die richtige Distanz genähert hatte, sandte ich ihr eine Kugel in die Brust, so dass sie sofort vom Pferd stürzte. Ihr Pferd kam zu mir; ich fasste es am Zügel und ritt zu der Frau hin. Da ich feststelle, dass sie tot war, und keine weiteren Feinde zu sehen waren, machte ich mich wieder hinter der Karawane her.

Es war gerade noch eine halbe Stunde bis zum Abend, als ich die Karawane einholte, mich dem Karawanenführer vorstellte und ihn über die Lage unterrichtete. Alle Reisenden staunten über das, was wir erlebt hatten, und segneten und dankten uns. Die

Karawane hielt an. Wenig später holten uns auch meine Kameraden ein und stiessen zu uns. Zwei von unseren Kamelen brachen zusammen, da sie zu sehr angetrieben worden waren; wir luden ihre Lasten anderen Kamelen auf. Da der Feind vor uns war, hielten wir eine allgemeine Besprechung und berieten, wie wir uns verteidigen wollten.

Den Feind, der im Hinterhalt lag, weiträumig zu umgehen, war unmöglich. Da es in dieser Wüstengegend nur wenig Wasser und wenige Brunnen gibt, würden Leute, die auf der Flucht vor Feinden vom Weg abweichen, erst recht zu Tode kommen. Daher beschlossen wir, bis zum Morgen da zu bleiben, wo wir waren, und am Morgen unbeirrt unseres Weges weiterzuziehen, gleich was da kommen mochte. Wir hatten zwei Kisten Chassepot-Gewehre bei uns. Da vor diesem wunderbaren französischen Gerät neuester Provenienz auf 1500 arshin kein Entkommen ist, verständigten wir den Karawanenführer und gaben an zwanzig Mann von den Karawanenreisenden solche Gewehre aus. Wir zeigten, wie man damit umgeht, und so bildeten wir einen Elitetrupp von zwanzig Arabern und dreien von uns. Darüber hinaus waren noch dreissig Mann in der Karawane mit herkömmlichen Gewehren ausgerüstet. Sie bildeten den zweiten Trupp, und an die zehn Mann mit Schwertern und Speeren formierten sich zu einer dritten Abteilung. Der französische Kanonier kommandierte den ersten Trupp, der Karawanenführer den zweiten. Der dritten Abteilung wurde übertragen, Waren und Kamele zu bewachen und im Notfall als Hilfstrupp einzugreifen. So trafen wir die Kampfesvorbereitungen. Wir schossen ein-, zweimal zur Probe mit den Chassepot-Gewehren. Die Araber und Beduinen freuten sich wie Kinder, bestaunten die Gewehre lang und sagten, dass sie die Feindinnen damit wie Hasen jagen würden.

Ein, zwei Stunden voraus auf unserem Weg gab es Wasserlöcher. Da es in der näheren Umgebung keine Wasserstellen außer diesen gab, war es geraten, zum Wasser zu ziehen. Demgemäß machten wir uns am frühen Morgen in Richtung der Wasserlöcher auf.

Rund um uns war Wüste. Man sah nichts als Steine, Sand und Himmel. Man konnte keine Anzeichen dafür ausnehmen, dass hier in der Umgebung Feinde wären. Erst als wir zu den Brunnen gelangten und viele Pferdespuren sahen, wussten wir, dass sie Wasser geholt hatten und die Frauen in der Nähe sein mussten. Wir nahmen den Kamelen die Lasten ab und stellten auf den Dünen Wachen auf. Unter der Anleitung des französischen Kanoniers machten wir uns daran, an den Brunnen festungsartige Dämme und Befestigungen zu errichten. Alte und Junge, alle arbeiteten zusammen und hoben Gräben aus, und so befestigten wir uns von allen Seiten recht tüchtig. An manchen Stellen schichteten wir Gepäcksbündel und Lasten auf und sicherten uns ganz gut ab. Solchermaßen wurde unsere Sandburg ziemlich wohlgeschützt. Die Verteidigung war so ausgelegt, dass, egal aus welcher Richtung der Feind auch kommen würde, wir alle diese Richtung ins Visier nehmen nach dorthin zurückschlagen wollten. Das war den Künsten des französischen Kanoniers und des Ballistikers zu verdanken. Wir legten einen Schlachtplan zurecht, demzufolge, da für uns die Chassepot, welche auf tausend arshin Mann und Ziel treffen konnten, die Funktion von Kanonen innehatten, die Chassepot-Schützen das erste Glied und alle anderen die zweite Abteilung formieren sollten. Über den Proviant verfügte der Karawanenführer Sajjid Ahmad. Das Kommando über die Festung wurde dem französischen Kanonier, und das allgemeine Dolmetschen meiner Wenigkeit übertragen.

Als unsere Festung fertig war, versammelten wir uns zu einem Kriegsrat. Unsere Karawane bestand aus sechzig Männern und zwölf Frauen. Frauen und Mädchen wurden damit betraut, das Essen zuzubereiten. Bei der Beratung stellte sich heraus, dass es in einer Umgebung von zwanzig Wegstunden keine anderen Wasserstellen als diese hier gab. Daraus konnte man schließen, dass der Feind entweder nahe war oder aber dass er den Gedanken an einen Überfall aufgegeben hatte und umgekehrt war, denn ein berittener Feind konnte in dieser wasserlosen Wüste unmöglich länger als ein, zwei Tage ausharren. Wir überlegten, dass unter diesen Umständen der Feind nach Einbruch der Abenddämmerung überraschend angreifen und eine Verteidigung im Dunkeln schwierig und gefährlich sein würde. Es wurde für notwendig befunden, den Feind, bevor der Abend hereinbrach, aus seinem Hinterhalt zu locken und zum Angriff zu zwingen. In der Tat war offensichtlich, dass es des Tages, bei guter Sicht, möglich sein würde, mit den Chassepot viele von ihnen auf Distanz niederzumachen; im Dunkel der Nacht würden wir von den französischen Gewehren nicht im nötigen Ausmaß profitieren können.

Den Ergebnissen dieser Beratung gemäß sandten wir, nachdem Männer und Pferde ein wenig gerastet hatten, einige Berittene aus, um die Umgebung zu erkunden. Monsieur Martin ritt mit ihnen. Sie zogen etwa eine Stunde lang in der Wüste umher und entdeckten schließlich in einem Wadi, einem Wüstental, an die drbihundert Soldatinnen mitsamt ihrer Königin, wie sie im Hinterhalt lagen. Dabei sahen die Feinde sie auch und wussten, dass ihr Versteck entdeckt war. Darauf setzten sie sich in Bewegung. Als unsere Späher im vollen Gallopp zurückkehrten, konnte man auch schon sehen, wie die Feinde hinter ihnen herkamen. Wir griffen alle nach den Waffen, begaben uns an die uns zugewiesenen Plätze und machten uns zum Kampf bereit. Die Feinde kamen in drei Schlachtreihen. Wir überlegten, dass sie, ihre Pferde schonend, näher kommen und dann

zum Angriff übergehen würden. ,

Es war beschlossen worden, dass die Chassepot-Schützen feuern sollten, sobald sie auf einer Distanz von tausend arshin waren, und die anderen, wenn sie noch näher heranrückten. Martin, ein guter und treffsicherer Schütze, versprach, dass er auf die Königin schießen und sie vom Pferd holen wollte.

Als die Soldatinnen die Festung sahen, die wir gebaut hatten, hielten sie an. Die Königin ritt mit fünf oder zehn Reiterinnen voraus und begann unsere Lage eingehend zu erkunden. Zwei Reiterinnen flankierten die Königin; sie hielten einen roten Sonnenschirm über ihrem Haupt. Die kriegs- und kampfeserfahrene Königin umrundete die Befestigung und schätzte ab, von welcher Seite es am leichtesten sein würde anzugreifen. Nachdem sie gesehen hatte, dass wir von allen Seiten mit einem Wall umgeben waren und dass auch die Wasserlöcher innerhalb des Walles und der Befestigungen waren, kehrte die Königin zu ihrem Heer zurück. Wieder setzten sie sich in Bewegung und hielten auf uns zu. Tausend arshin von der Festung entfernt stand eine armselige Dattelpalme. Sowie die Feinde diesen Baum erreicht hatten, befahl der französische Kanonier „Feuer!“, und schon trafen die Kugeln die Körper der Frauen, und mit jedem Mal fielen zehn, fünfzehn Feinde vom Pferd. Dass auf diese Entfernung Kugeln treffen konnten, irritierte die Feinde sehr. Erst hielten sie an, dann begannen sie sich zurückzuziehen. Da die Chassepot-Gewehre ihre Kugeln ja bis tausendfünfhundert arshin schießen können, feuerten wir den Feinden, um sie zu erschrecken, noch hinterher und machten noch eine ganze Reihe von ihnen nieder, bevor sie außerhalb unserer Schussweite waren. Die Frauen aber waren mutig und tapfer. So hatten sie keine Furcht vor unseren Gewehren und rüsteten erneut zum Angriff. Als er den Feind im Gallopp wie einen Sturm heranbrausen sah, sagte Monsieur Martin: „Habt keine Angst, Freunde. Gott befohlen – zielt wohl, bevor ihr schießt!“

Einstweilen kamen die Frauen mit Gekreische und die Speere in Händen schwingend auf unsere Befestigung zugesprengt. Dreihundert Berittene kamen daher wie ein Sturmwind, und allen voran ihre Königin.

Mit grossem Eifer und Mut kam das Mädchenheer wie ein Sturm daher und griff unsere Festung an. Als aber unsere neuartigen französischen Gewehre ihrer fünfzig vom Pferd rissen, stockten die anderen, wendeten und ergriffen die Flucht. So sehr ihre zornige Königin die Flihenden schreiend und brüllend zum Anhalten und Wenden bewegen wollte - es half nichts. Da wandte uns auch sie den Rücken und floh. Obwohl Monsieur Martin sich die Königin als besonderes Ziel genommen hatte, um sie niederzumachen, stand ohne Zweifel fest, dass auch nicht eine einzige Kugel die tapfere Frau getroffen hatte. Die Franzosen staunten über diese Tapferkeit der Mädchen. „Alle Achtung, bravo!“ riefen sie und ließen sie entkommen. Diese Frauen und ihr Land sind in der Tat höchst seltsam.

Die Frauen sind an Mannes Statt. Ihre Männer sind furchtsam, zart und kraftlos wie Frauen. Wenn man mit dem Auge des Exempels auf sie blickt und es recht erwägt, kommt heraus, dass doch Lebensweise, Erziehung und Gewohnheit sehr viel Einfluss auf den Menschen hat. Da die Frauen jenes Landes daran gewöhnt sind, schwere Arbeit zu verrichten und Krieg zu führen, und ihre Männer gewöhnt sind, im Haus Wäsche zu waschen, Essen zu kochen und Kleider zu nähen, sind ihre Frauen und Mädchen so stark und mutig wie unsere Männer; ihre Männer sind verzärtelt, furchtsam und kraftlos wie bei uns die Frauen und Mädchen. Was für ein großartiges Ding ist doch die Erziehung! Welchen Einfluss hat nicht die Gewohnheit! Bäume und Tiere werden durch den Einfluss

von geographischer Lage und Klima ganz beträchtlich verändert. Es ist ganz klar, dass der Mensch noch mehr verändert werden kann. Dass Moral, Naturell, Gewohnheiten, Körperkraft und Mut und noch andere Dinge allesamt die Frucht von Lebensweise und Erziehung sind, erweist sich an diesen Frauen. Die Flucht der Feinde bedeutete unsere Rettung. Wir sandten ein paar Reiter aus, und als wir wussten, dass sich die Mädchen auf ihr Territorium zurückgezogen hatten, sammelten wir alle die auf, die rund um die Festung umgekommen waren, und begruben sie im Sand. Vier verwundete Mädchen, die wir noch fanden, nahmen wir mit hinein und wuschen, salbten und verbanden ihnen die Wunden. Es war offensichtlich, dass sie über diese unsere Barmherzigkeit sehr erstaunt waren; diese Unseligen wissen nämlich nicht, was Erbarmen oder Gerechtigkeit gegenüber Feinden bedeutet. Auch einige von den Beduinen, die in unserer Karawane waren, wussten nicht viel von dieser Barmherzigkeit und staunten darüber, dass wir die verwundeten Feindinnen wie Freunde behandelten und ihnen die Wunden verbanden. Bei dieser Gelegenheit legte ich dar, dass alle Geschöpfe, und vor allem die Menschen, unter allen Umständen Erbarmen und Gerechtigkeit verdienen, und hielt den Beduinen eine Lektion in den Gegenständen Anstand und Moral.

Wir berieten uns mit dem Karawanenführer und beschlossen, uns auf den Weg zu machen. [...] Wir beschlossen, die verwundeten Mädchen nach Hause zu schicken. Nach allem, was er hatte erleben und erfahren müssen, machte Martin viele Scherze und trug ihnen Grüße an die Königin auf: „Sie soll nie wieder Franzosen gefangen nehmen – es bringt ihr nur Unglück!“ sagte er. Am Morgen nach dem Vorfall setzten wir die gefangen genommenen Mädchen aufs Pferd und schickten sie los. Danach brach auch unsere Karawane von den Wasserstellen auf und machte sich auf den Weg. Erzwungenermaßen verwarfen wir den Gedanken, den Sudan noch zu erreichen und uns dem Mahdi Mu-

hammad Ahmad anzuschließen. Wir schlugen mit der Karawane gemeinsam den Weg nach Tunis ein - auch dafür sei Gott gedankt!

Siebenunddreißig Tage arbeiteten wir uns mit viel Mühen von einer Wasserstelle zur nächsten durch das Sandmeer vor und kamen schließlich in Tunis an. Dort erfuhren wir, dass der Mahdi Muhammad Ahmad verstorben war und dass im Sudan Hungersnot und Aufruhr ausgebrochen waren. Meine Freunde, die Franzosen, reisten von Tunis nach Frankreich. Meine Wenigkeit schlug den Weg nach Istanbul ein. Es ging mir zwar auch durch den Sinn, nach Frankreich oder genauer gesagt zu Marguarita zu fahren, aber da das Heimweh, die Sehnsucht nach dem Heimatland zu heftig geworden war, machte ich mich nach Istanbul auf. Ich beschloss, von Istanbul in den Hidzhas und von dort aus geradewegs nach Taschkent zurück zu reisen. Es reichte, was ich an Sehnsucht und Heimweh erduldet hatte – aber wen würde ich wiedersehen, wenn ich nach Taschkent kam? Es war schon lange her, seit ich von dort aufgebrochen war. Ob wohl Mutter und Vater und von meinen Freunden Babarahim, Pervanegi, Muhammadbaj Xodzhabajev, Selimbaj Muslimbajev und die anderen noch am Leben und wohl auf waren?

Ende

Mulla Abbas Fransevi.

Die Redaktion: Wir haben Mulla Abbas Efendi mitgeteilt, dass seine Briefe sehr gut angekommen sind, und er hat versprochen, dem „Terdzhiman“ noch weitere Briefe zu schreiben. Hoffentlich vergisst er es nicht.